



Der Schauplatz der Integration

Lernen und leben an der Deutschen Schule zu Johannesburg. Erinnerungen von Lynsey Chutel

Sieben Jahre lang wachte ich um halb sechs morgens auf. Ab dem Alter von elf in der sechsten Klasse bis ich mit siebzehn in der zwölften war – oder „Matric“, wie wir diese Klasse hier in Südafrika nennen – weckte mich meine Tante (meine Mutter war zu diesem Zeitpunkt bereits fort) und sorgte dafür, dass ich den Schulbus um 6:20 Uhr erwischte. Im Winter wärmte ich mich mit meinem gebrauchten Wintermantel und schlief auf einem Dreisitzer-Sofa. Im Sommer sangen meine Schulkameradinnen und ich, spielten Karten, erledigten unsere Hausaufgaben oder spielten Verstecken, um die mehr als einstündige Fahrt von Eldorado Park im Süden von Johannesburg nach Parktown im wohlhabenden Norden von Johannesburg herumzubringen.

Gemessen an der Gelegenheit, die die Deutschen mir und vielen anderen farbigen¹ und schwarzen Kindern aus ganz Südafrika boten, waren die Busfahrt und das frühe Aufstehen kleine Opfer. Wir alle hatten gemeinsam, dass uns die Lehrerschaft in unserer überfüllten und unterausgestatteten öffentlichen Schule für überdurchschnittlich intelligent hielt. In Klassen mit mehr als vierzig Schülerinnen und Schülern wären wir untergegangen. Als sich also die Deutschen Schulen in Cape Town, Pretoria, Johannesburg und Windhoek an die unterprivilegierten Schulen in den Townships der Umgebung wandten und ihnen eine subventionierte private Schulbildung anboten, war diese Gelegenheit zu groß um sie auszuschlagen.

In Eldorado Park war die Aktivität der Gangs in den 1990ern auf ihrem Höhepunkt, als die Majimbos zu neuen Rollenvorbildern wurden und die Polizei mit Blockaden Motorkennziffer und Kofferraum von fast jedem Auto kontrollierte, das das Township verließ. Vor allem Volkswagen interessierten sie, weil die Diebe von Eldorado Park sie ganz besonders als Fahrzeuge für sich schätzten. In den überfüllten Wohnungen war es üblich, dass Teenager Kinder bekamen. Eine Karriere mit Anstellung am Bankschalter war genug. Eldorado Park stand zudem vor der Aufgabe, eine neue Identität zu schmieden.

Neue kommunale Gesetze machten das farbige Township zum Teil von Soweto, der Gruppe schwarzer Townships, von denen es ein ausgeörrter und verbrannter Golfplatz von weniger als einem Kilometer Größe trennte. Farbige versuchten immer noch verzweifelt, ihren Platz in Südafrika zu verteidigen, indem sie 1994 die Nationale

Partei wählten, die führende Partei der Apartheidsregierung.

„Damals waren wir nicht weiß genug, jetzt sind wir nicht schwarz genug“ war der Geist, der diese politische Entscheidung untermauerte. In einer Gesellschaft, deren Hierarchien sich auf Hautton, Augenfarbe und Struktur der Haare stützten – und auf die vergebliche Hoffnung, dass irgendwo im Stammbaum der Familie einmal ein weißer Mann mit einem Buschmann oder einer schwarzen Frau ein Kind gezeugt hat – war weiß aussehen ein Segen, der kein weiteres Talent erforderte. Dennoch gab es in dieser abgeschotteten Gesellschaft ein gewisses Ressentiment gegenüber weißen Leuten, vielleicht weil wir ihre Sprache verwendeten und ihre Nachnamen trugen und sie uns dennoch nicht ganz anerkannten. Sklaverei wurde kaum angesprochen. Hätte es da nicht die Schwarzen gegeben, auf deren dunkler Haut wir unsere Egos aufbauen konnten, wären die Farbigen ebenfalls vollkommen verloren gewesen.

Aber in Südafrika war ein größeres Narrativ im Spiel, das der Integration. Unser zweiter Name war „Regenbogennation“. Unserer neuen Flagge sagte man nach, sie habe keine Bedeutung außer dass sie die leuchtenden Farben unserer Nation reflektierte. Erst an der Deutschen Schule zu Johannesburg hatte ich zum ersten Mal mit weißen Südafrikanern als komplette historische und kulturelle Wesen zu tun. Vorher waren sie Schatten in der neuen Einkaufsmeile oder Amerikaner im Fernsehen. Jetzt waren wir in derselben Klasse, sie waren Lehrerinnen und Lehrer und wir schlossen sogar Freundschaften.

Doch es war eine vorläufige Integration. Weil deutsche Südafrikanerinnen und Südafrikaner als Muttersprachler galten, sah man uns als *Fremdespracher* an. Wir machten einen Witz daraus, aber in die Schule zu gehen war immer, als ginge ich nach Deutschland, wie ich es mir vorstellte. Dort war es gepflegt und funktional, alle waren pünktlich und es gab bewährte und zuverlässige Systeme, die dafür sorgten, dass hundert Jahre alte Schule wie ein Uhrwerk funktionierte. Mit der Einführung schwarzer und farbiger *Fremdespracher* Mitte der 1980er bekamen wir getrennte Klassen, die die *Fs* genannt wurden. Der Unterricht war in allen Kernfächern auf englisch. Die Schule hatte nur einen schwarzen Lehrer, der einer *Fs*-Klasse zugeteilt war. Die weißen Lehrerinnen und Lehrer, die uns unterrichteten, waren meistens aus Südafrika oder



Historische Ansicht der Deutschen Schule Johannesburg

¹ Die Autorin verwendet im englischen Original explizit den Begriff „coloured“

Shawarma:
Wrap-artiges Gericht aus Brotteig, mit Fleisch gefüllt.



Lynsey Chutel hat Internationale Beziehungen, Politik und Journalismus in Johannesburg und New York studiert. Aktuell bewirbt sie sich als Journalistin. Sie lebt immer noch in Eldorado Park, eines jener abgegrenzten Townships, früher bekannt als SOWETO und fährt täglich nach Johannesburg-City um dort zu lernen und zu arbeiten.

Namibia. Unser Physiklehrer hatte eine lange Zeit in Botswana gelebt und wurde der Abteilungsleiter für alle *Fs*. Es war, als sei eine Leidenschaft für Afrika nötig oder zumindest ein sachkundiges Verständnis des Landes, um die *Fs* zu unterrichten.

Sport, Kunst und Musik hatten wir zusammen. Für viele von uns war es das erste Mal, dass wir eine Turnhalle hatten, Zeichnen durften und einen Lehrer hatten, der Klavier spielte und Noten lesen konnte. In der zehnten Klasse sah man unser Deutsch als gut genug an, um uns ganz zu integrieren. Nur in den Deutschstunden hatten wir weiterhin Deutsch als Fremdsprache.

In der zehnten Klasse fingen auch unsere Eltern an, sich zu integrieren. Die Schule veranstaltete den jährlichen Schulbasar, der in ganz Johannesburg als das Bierfest der Deutschen Schule bekannt war. Jedes Jahr im Mai schwärmten über eine Million Leute aus Johannesburg auf das Fußballfeld der Schule, um das deutsche Gebräu auszuprobieren, das deutsche Südafrikanerinnen und Südafrikaner in Lederhosen servierten. Das war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen deutscher Nationalismus sichtbar wurde. Tatsächlich umfasste die Schulkultur nur diese Parodie und den utilitaristischen Mythos der Deutschen. Außerhalb der Schulmauern legte sich Südafrika mit Hingabe seine neue nationale Identität zu.

Der Basar war die größte Gelegenheit für die Schule, Spenden zu sammeln. Jede Klasse gestaltete einen Stand, den oft Eltern und Schüler besetzten. Meine Mutter amüsiert sich noch heute über Heidi und Trudi, die zwei Mütter, mit denen sie sich eine Schicht an unserem Stand für Kuchen und Shawarma teilte. Einem Freund, der in den 1980ern von Südafrika nach Australien ausgewandert war, sagte sie am Telefon, sie hätte in „den schlechten alten Zeiten“ nicht im Traum gedacht, dass sie mit zwei Frauen namens Heidi und Trudi zusammenarbeiten und sich über deren Gesellschaft sogar freuen würde.

Natürlich gab es Zusammenstöße, zum Beispiel eine Rauferei auf dem Basketballfeld 1999, die sich entwickelte, weil das Wort *Kaffer* in einer Sportklasse allzu leicht über das Spielfeld geschleudert wurde. *Monkey* („Affe“), *Baboon* („Orang-Utan“) und *Ape* („Affe“) waren weitere Favoriten. Weißen Kindern wurde oft an den Kopf geworfen, dass dies nicht ihr Land sei und dass sie mit dem nächsten Schiff nach Hause fahren sollten. Gemischte

Paare, ohnehin schon nervös wie alle jungen Liebespaare, wurden mit Verleumdungen wie „Top-Deck“ belästigt, die schwarz-weiße Schokolade von Cadbury. In diesen Verbindungen waren es die Mädchen, die meist schwarz oder farbig waren und als unverschämt beschimpft wurden, die meist weißen Jungs sah man als ihre Opfer an.

Auch unter farbigen Schülern gab es kein Entkommen aus der Hierarchie des Townships. Dunkelhäutige mit krausen Haaren waren nicht dazu bestimmt, klug oder freimütig zu sein. Die göttliche Stufenleiter der Farbe hielt mich unten, während Mädchen mit hellerer Haut und geraderen Haaren den Schulhof beherrschten. Meine Freundin rettete nicht einmal ihre hellen Augen und ihre blasse Haut vor dem Vermächtnis ihrer Vorfahren mit den vollen Haaren, die Sesotho sprachen. Für mich wurde es dadurch härter, dass ich aus Eldorado Park war und nicht aus einem der erfolgreicheren Quasi-Vororte Bosmont oder Newclare. Hätten meine Mutter und Tante keinen Beruf gehabt – sie waren Lehrerin und Krankenschwester –, wäre ich verloren gewesen.

Die deutschen und schweizer Mütter gemischter Kinder schienen sich die meisten Sorgen zu machen. Ihre Kinder waren weder schwarz noch weiß und sie wollten und konnten einfach nicht in die farbige Kultur passen. Ihr Haar war oft ungekämmt und kraus. Sie wurden von jenen farbigen und schwarzen Kindern verspottet, die den chemischen Prozess, ihre Haare zu glätten, beherrschten. Auch von den *Fs* wurden sie abgeurteilt, weil sie angeblich „dachten, sie wären was besseres“, indem sie auf dem Schulhof deutsch sprachen und keine Anstrengungen machten, Freundschaften mit schwarzen und farbigen Schülern zu schließen.

Auch schwarze Kinder hatten ihre Vorurteile. Zwei Freunde, mit denen ich immer noch gut befreundet bin, wurden als Oreos und Kokosnuss bezeichnet: außen braun, innen weiß. Beide hatten in den Hinterhöfen wohlhabender deutscher Auswanderer gelebt, wo ihre Mutter beziehungsweise Großmutter im Haushalt arbeiteten. Ihre Hausherren waren großzügig und schickten die Kinder in exklusive Privatschulen, ihr Akzent zeigte, dass sie aus der Vorstadt kamen. Ironischerweise wurden sie von den Schwarzen verhöhnt, deren Eltern berufstätig waren, die in den Townships ihre eigenen Häuser hatten und bald in die Vororte ziehen würden.

Aber in diesen Lebensumständen der Verwirrung, wie es die frühen Jahre der deutschen Schule waren, waren alle zugleich Opfer und Täter. Unsere eigenen Unsicherheiten – Überbleibsel einer Apartheid, die wir kaum selbst erfahren hatten, aber deren Bürde wir trugen und auflösen mussten – waren Waffe und Wunde an den Frontlinien der Integration.<

Aus dem englischen von Dorothee Chlumsky



ND SOLIDARITÄTSAKTION



Spendenkonto
(SODI) 10 20 101
Kennwort: Soliaktion
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 100 205 00



SODI!